

Georg Fehrmann und Beate Ochsner (Hrsg.)

## **STRUKTUREN, KONSTRUKTIONEN, DEKONSTRUKTIONEN**

Beiträge zum 10. Nachwuchskolloquium der Romanistik

## **ZEICHEN — SCHRIFT — GRAMMATIK. DIE FUNKTION VON SCHRIFTLICHKEIT BEI DER AUSPRÄGUNG SPRACHLICHER IDENTITÄT**

**Rolf Kailuweit**

**Heidelberg**

Die Griechen unterschieden zwischen "Hellenen- und "Barbaren": Menschen, die so sprechen, daß man sie versteht, und Fremden, die stammeln und unverständlich sprechen. Es handelt sich bei dem Begriffspaar um asymmetrische Gegenbegriffe, wie sie gemeinhin bei Gruppenidentität stiftenden Selbstbeschreibungen Verwendung haben: asymmetrisch, weil der andere nicht so genannt wird, wie er sich selbst nennt (cf. Koselleck [1979] 1992, 211-18). Der Begriff des Barbaren läßt die Anerkennung einer differenzierten sprachlichen Identität der anderen nicht zu. Er spricht ihnen die Fähigkeit zu vollwertiger Sprache ab.

Die Reflexion der sprachlichen Vielfalt fällt in die Zeit der Schriftgeschichte. Der Barbarenbegriff wandelt sich mit der Kenntnis anderer Schriftkulturen. Wenn Herodot feststellt, daß auch die Ägypter Fremde, die sie nicht verstehen, "Barbaren" nennen, so wird der Begriff reziprok (cf. *ibid.*, 219). Schließlich kann er seine sprachlich diskriminierenden Züge völlig zugunsten allgemein kultureller verlieren (cf. *ibid.*, 222-24).

Menschliche Sprache ist nur in der Form von Einzelsprachen gegeben. Das Anerkennen fremden Sprechens als vollwertige Sprache scheint jedoch eine recht späte Errungenschaft in der Geschichte des Denkens. Ob sie die Existenz des Mediums Schrift voraussetzt, mag ethnologische Forschung klären. Die Ausprägung (einzel-)sprachlicher Identität beruht jedoch, so meine These, auf Schriftlichkeit in einem weiteren Sinne. Identität bedeutet synchron Einheit gegenüber Andersheit, diachron Beständigkeit gegenüber Veränderung. Beide Dimensionen beziehen sich sowohl auf sprachliche Strukturen, als auch auf die Wahrnehmung von Sprache, wie sie sich in einer metasprachlichen Semantik reflektiert. Pro-

**Romanistischer Verlag  
Bonn 1996**

zessual kann Identität als das Ergebnis eines sprachliche Komplexität reduzierenden Prozesses begriffen werden.<sup>2</sup>

Die Verknüpfung von Schrift und Identität bedarf eines Konzepts von Schriftlichkeit, das nicht mehr medial gebunden ist (siehe 1.). Unter 2. soll daraufhin die Funktion von Schriftlichkeit bei der Ausprägung eines die Einzelsprache allererst konstituierenden Varietätenspektrums beschrieben und unter 3. die Funktion von Grammatikschreibung bei der "Behauptung" einer Sprache erläutert werden. Grammatikschreibung ermöglicht, im doppelten Sinne von *behalten*: "überzeugt und nachdrücklich aussprechen" und "erfolgreich verteidigen", nicht nur das Aufrechterhalten einer Schrifttradition, sondern auch den Wechsel der sprachlichen Identität. Dieser Wechsel erfolgt indes vielfach im Namen der Mündlichkeit. Daß es sich hierbei um einen Mythos handelt, darauf werde ich abschließend unter 4. eingehen.

### 1. Zeichen — Schrift — Text

Jacques Derridas erweiterter Schriftbegriff basiert auf den beiden traditionellen Schriftprädikaten "Fortdauer" und "Abwesenheit", die er unter dem Begriff "resistance non-présente" zusammenfaßt (cf. 1972, 378). Abwesend scheint bei der Schrift der Empfänger: Der Sender erweitert, indem er an Anwesende schreibt, seine kommunikativen Möglichkeiten potentiell ins Unendliche (cf. *ibid.*, 372). Dieser produzentenorientierten Sicht kann jedoch eine rezipientenorientierte entgegengestellt werden. Die Lesbarkeit der Schrift ermöglicht, daß sie in Abwesenheit des Senders wirkt. Die Bedeutung des schriftlichen Zeichens ist dabei weder durch die Intention des Senders, noch durch den Produktionskontext determiniert. Ebensovienig wird sie von einem bestimmten semiotischen Kontext, einem Kode bestimmt: ein *token* kann stets verschiedenen *types* verschiedener Kodes zugeordnet werden<sup>3</sup> (cf. *ibid.*, 377). Um einen Text zu verstehen, muß man die in ihm verwendeten Kodes kennen, die im Zweifel erst aus dem Text selbst zu rekonstruieren sind. Derrida spitzt dies zu: Warum kann man einen in einer nur dem Sender und Empfänger bekannten Geheimschrift geschriebenen Text nach deren Tod noch einen Text nennen? Die erste Bedingung dafür ist die Wiederholbarkeit der schriftlichen Zeichen. Die Möglichkeit der Wiederholung, die niemals identische Reproduktion ist, nennt Derrida Iterabilität, ein Begriff, in dem sowohl lateinisch *iter* "noch einmal", als auch sanskritisch *itara* "anders" ankin-

gen (cf. *ibid.*, 375). Das iterierte Zeichen steht immer schon in einem neuen, anderen Kontext. Wenn wir von Lektüre sprechen, so denken wir gewöhnlich nicht nur an mechanische Iteration, die natürlich möglich ist (Abschreiben), sondern gleichzeitig an eine Interpretation, eine Spekulation über einen möglichen vom Schreiber intendierten Sinn, den er mittels bedeutender Zeichen kodiert hat. Der Sinn jedoch kann nicht nur mehr oder weniger unverständlich bleiben, es kann bei der Produktion auch jede kommunikative Intention gefehlt haben.

Gleiches gilt nun ebenfalls für das gesprochene Zeichen. Wir glauben im Gespräch zu wissen, was der andere meint, wenn er nur ernst meint, was er sagt. Da jedoch nach der Austinschen Sprechaktheorie im Sprechen kein vorgegebener Sinn kommuniziert, sondern Sinn erst produziert wird, ist die innere Präsenz einer Intention, eines Meinens als Wollen des Gesagten, für die illokutionäre Kraft eines Sprechaktes irrelevant. Stille Vorbehalte — ein alter Rechtsgrundsatz — verhindern nicht die Gültigkeit des Erklärten. Die Verantwortlichkeit des Sprechers bestimmt sich nach dem Kontext. Wer bei einer Weinversteigerung "Hier" ruft und den Arm hebt, ist gebunden, wenn er den Zuschlag erhält, auch wenn er nur einen Freund auf sich aufmerksam machen wollte. Die Wirkung des Gesprochenen wie des Geschriebenen kann der Produzent nicht abschließend überschauen. Sie ist interpretationsabhängig, wobei Kontext und Kode bei Produzent und Rezipient nicht zur Deckung kommen. Ein bestimmter gesellschaftlicher Sinn wird zugeschrieben und gilt je nach Macht und Autorität des Interpreten. Jedes Zeichen wirkt, sobald sich seine Produktion ereignet, losgelöst von der Intention des Senders und auch von Kode und Kontext, die der Produktion zugrundeliegen.

Vor dem Hintergrund dieser ursprünglichen "Schriftlichkeit" des Zeichens, lassen sich verschiedene Modi der *resistance* und der Iteration abgrenzen.<sup>4</sup> Idealtypisch unterscheiden wir "konzeptionelle Schriftlichkeit" und "konzeptioneller Mündlichkeit": Koch/Oesterreicher haben im Anschluß an Ludwig Söll gezeigt, daß ein Sprachgebrauch je nach Kommunikationsbedingungen und Versprachlichungsstrategien graduell zum Pol der Mündlichkeit oder Schriftlichkeit tendiert. Mündlichkeit sei durch eine Kommunikationssituation des Dialogs vertrauter Partner und durch eine geringere Komplexität und Elaboration der Versprachlichung gekennzeichnet. Schriftlichkeit sei dagegen ein Monolog an eine unbestimmte Öffentlichkeit, welcher durch ein hohes Maß an Informationsdichte sowie sprachlicher Komplexität und Elaboration gekennzeichnet ist (cf. Koch/Oesterreicher 1985, 23). Zwar suggeriert der Gebrauch eines

bestimmten Mediums (phonisch oder graphisch) auch eine entsprechende Konzeption, aber Medium und Konzeption implizieren einander nicht. Es gibt auch Mündlichkeit im Geschriebenen (graphisches Medium) und Schriftlichkeit im Gesprochenen (phonisches Medium) (cf. *ibid.*, 17).

Koch/Oesterreicher begreifen Mündlichkeit/Schriftlichkeit als Nähe bzw. DistanzKOMMUNIKATION (cf. *ibid.*, 21). Schriftlichkeit erscheint jedoch gerade dadurch gekennzeichnet, daß sie nicht auf eine kommunikative Funktion zu reduzieren ist.<sup>5</sup> Ich fasse deshalb konzeptionelle Mündlichkeit als kommunikativen, konzeptionelle Schriftlichkeit dagegen als monumentalen Sprachgebrauch.<sup>6</sup>

Die Abgrenzung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit bedarf eines präzisierten Textbegriffs. Nach Ehlich erzeugt einerseits nicht jede Sprachhandlung einen Text, andererseits ist der Text nicht notwendig geschrieben (cf. 1983, 24-27). Textlichkeit ist graduell zu begreifen, als wachsende Fixierung von Sprachlichem. Durch Fixierung wird Überlieferung, d.h. die Entbindung von produktionsunmittelbarer Rezeption möglich (cf. *ibid.*, 32).

Jede Äußerung im Medium der Schrift schafft einen Text in Form einer bleibenden Verkörperung, die im Gesprochenen prekär ist: Das Gesprochene ist beim Abebben des Schalls vergangen und es ist fraglich, inwieweit es erinnert wird. Mnemotechnische Verfahren können jedoch auch dem Gesprochenen zu einem höheren Grad von Textlichkeit verhelfen und es damit dem Pol der Schriftlichkeit nähern.<sup>7</sup> Nun ist einerseits die Unmittelbarkeit der Rezeption des Mündlichen niemals "vollkommen". Da Produzent und Rezipient niemals *in praesentia* über einen einheitlichen Kontext und Kode verfügen, muß das Mündliche wie ein Text interpretiert werden, um zu wirken. Das Gemeinte wird erst durch die Analyse des Gesagten bestimmt, sonst könnten Sprechakte niemals scheitern. Andererseits ist auch ein geschriebener Text keine Verkörperung, die nunmehr selbstidentisch wie ein Ding vorhanden ist. Texte sind nicht an und für sich, sie "sind" nur, indem sie iteriert werden und somit sich verändernd in neuen Rezeptionen weiterwirken.<sup>8</sup>

Die *restance-non-présente* der Äußerung ist jedoch am mündlichen und am schriftlichen Pol von je anderer Qualität. Beim mündlichen, d.h. kommunikativen Sprachgebrauch erinnert man sich nicht an den Wortlaut. Es kommt auf ihn nicht an ... ja selbst der Sinn ist vergessen, sind einmal idealiter die perlokutiven Wirkungen der Äußerung zu einem Ende gekommen.

Die perlokutiven Wirkungen des Schriftlichen dagegen kommen aufgrund seiner Monumentalität idealiter nie an ein Ende. Reine Mündlichkeit und reine Schriftlichkeit sind somit unerreichbare Pole: Das Mündliche erreicht mit identischer Bedeutung unmittelbar seinen Empfänger und vergeht (Ideal einer engelsgleichen Kommunikation), das Schriftliche ist ein Monument "für die Ewigkeit". Das einzig konstante Moment seiner Bedeutung ist die selbstreferenzielle Konnotation: Das Zeichen ist Zeichen, solange es als Zeichen erkannt wird. Je stärker das in seiner Wirkung immer schon verzeitlichte Zeichen monumentalen Charakter annimmt, desto textlicher und desto "schriftlicher" ist es. Was geringe "Schriftlichkeit" aufweist, mag bequemlichkeitshalber "mündlich" heißen.

Die Iterabilität auch des Gesprochenen ermöglicht den Übergang vom "Mündlichen" zum "Schriftlichen". Was als Mündliches zur Kommunikation dienen sollte, kann wörtlich erinnert und in einem neuen Kontext zitiert werden. So wird das laute Selbstgespräch als pathologisch angesehen, da es funktionslos erscheint. Es dient nicht zur Kommunikation. Es kann aber als "schriftliches" Sprechen Sinn haben: Man prägt sich laut sprechend einen Wortlaut ein.

## 2. Sprachen und Sprachvarietäten

Koch/Oesterreicher weisen auf eine bestimmte Affinität einzelsprachlicher Varietäten zu den Polen der Mündlichkeit und Schriftlichkeit hin (cf. 1990, 12-16). Am Pol der Schriftlichkeit stehen diatopisch gering, aber diastratisch und diaphasisch hoch konnotierte Varietäten. Dabei bleibt jedoch unklar, warum der Soziolekt "Oberschichtssprache" schriftlicher, d.h. für Koch/Oesterreicher "distanzsprachlicher", sein soll als der Soziolekt "Unterschichtssprache". Soll das Verhältnis der Sprachvarietäten zu den beiden Polen geklärt werden, muß nach den Ausprägungstexten der Varietäten gefragt werden. Eingangs ist jedoch die Funktion von Schriftlichkeit bei der Ausprägung einer historischen Sprache als der Zuordnungskategorie eines Varietätenspektrums zu klären.

2.1. Nach Eugenio Coseriu ist eine historische Sprache, was mit einem Namen von ihren Sprechern und den Sprechern anderer Sprachen als solche identifiziert wird (cf. 1988, 280). Neben die Frage des Namens tritt die Frage der Zuordnung: Eine Sprache ist als Sprache erkannt, wenn sie nicht mehr als Dialekt (einer anderen Sprache) angesehen wird.

Die Geschichte der Ausdifferenzierung der romanischen Sprachen zeigt, daß der individualisierende Namen eine entscheidende Rolle spielt: Wo dem mittellateinlichen Latein noch ein panromanisch begriffenes Welsch, *volgare* oder *romance* gegenübersteht, ist der Prozeß der Ausprägung der Einzelsprachen noch nicht vollendet. Allmählich entwickeln sich über die regionale Differenzierung der gesprochenen und im wachsenden Maße auch geschriebenen Dialekte des Lateins die romanischen Einzelsprachen, die nicht mehr dem Latein zugeordnet sind. Aus dem Welch der *Ile de France* wird die Einzelsprache Französisch, aus dem *romance* Kastiliens die Einzelsprache Spanisch. Kulturelle Faktoren wirken dabei mit sozialen und (macht-)politischen zusammen, wobei als Konstante die Ausprägung einer Schriftnorm gelten kann, sei es, daß sie durch "hohe" Literatur, sei es, daß sie durch die Praxis der königlichen Kanzleien entsteht.

In Spanien existierten neben dem Kastilischen weitere verschriftete Dialekte des Lateins. Das Katalanische war Kanzleisprache eines mittellateinlichen Großreiches (Katalonien/Aragonien). Raimundus Lullus, der erste Philosoph, der eine romanische Volkssprache verwendete, schrieb Katalanisch. Im 15. Jahrhundert jedoch fielen das politische Zentrum (Barcelona) und das kulturelle (Valencia) auseinander. Die großen Autoren der Zeit, wie der Lyriker Ausiàs March, schrieben "Valencianisch". Name, Norm und Verbreitung der Sprache standen in Frage.

Die katalanische *questione della lingua*<sup>9</sup> nahm im 16. Jahrhundert eine überraschende Wendung: In der Folge der politischen Vereinigung der Königreiche von Kastilien und Aragonien gewann das Spanische als Sprache des Hofes wachsenden Einfluß. Im 17. und 18. Jahrhundert ist Spanisch überwiegende Schriftsprache, ohne jedoch Katalanisch völlig in den Bereich des Gesprochenen zurückzudrängen.

Asturo-Leonesisch und Navarro-Aragonesisch, im Mittelalter ebenfalls Kanzleisprachen, wurden dagegen als Schriftsprachen durch das Spanische ersetzt. Die in den Regionen Asturien/Leon und Navarra/Aragonien gesprochenen Varietäten erfuhren eine wachsende Kastilisierung und konnten als spanische Dialekte betrachtet werden.<sup>10</sup>

2.2. Wie aber ist die Zuordnung von Redeweisen, örtlich gebundene Mundarten (= griechisch *dialektos*) zu einer Sprache zu denken? Dialekte zeigen oft gewisse strukturelle Ähnlichkeiten, so daß angenommen wurde, sie konstituieren eine gemeinsame Sprache, solange sie noch

gegenseitig verständlich sind. Dieses Kriterium erweist sich jedoch als wertlos für die Abgrenzung der romanischen wie germanischen Sprachen und Dialekte. In der Romania etwa können sich Sprecher des Standarditalienischen und des Spanischen durchaus verstehen, Sprecher verschiedener italienischer Dialekte dagegen verstehen sich oft nicht. Ähnliches gilt für das Verhältnis von Deutsch und Holländisch: Dialekt Sprecher diesseits und jenseits der Grenze verstehen sich in der Regel müheloser als norddeutsche und süddeutsche Dialekt Sprecher. Die Zuordnung zu einer Sprache ist keine Funktion der Ähnlichkeit sprachlicher Strukturen, sondern gehört zu einem auf Wertungen beruhenden Wissen der Sprecher. Sie muß deshalb nicht auf dem Kriterium der Verständlichkeit beruhen (cf. Coseriu 1981, 7-9).<sup>11</sup>

Auch Bayrisch oder Neapolitanisch sind keine faktischen Einheiten, sondern eben Namen für Dialekte, zu denen wieder Subdialekte zugeordnet werden. Die Sprachgeographie hat gezeigt, daß selbst in kleinsten Räumen keine strukturelle Homogenität besteht (cf. Varvaro 1984, 52-53). Es ist jedoch nicht nur schwierig, syntopische Einheiten zu bestimmen. Das Sprechen variiert auch diaphasisch: Jeder, selbst wenn er Analphabet ist, beherrscht verschiedene Sprachstile, spricht nicht mit jedem und in jeder Situation gleich.

2.3. Die Zuordnung von Dialekten und anderen Varietäten zu Sprachen wird erst durch die Verknüpfung einer Theorie der Schriftlichkeit mit einer Theorie der Distribution sozialen Wissens verständlich.

Jan und Aleida Assmann unterscheiden zwei Bereiche sozialen Wissens, die sie *kulturelles* und *kommunikatives Gedächtnis* nennen. Das kulturelle Gedächtnis besteht aus expliziten geformten Inhalten (monumentalen Texten in unserem Sinn), die historische Fixpunkte bilden. Seine Träger sind Spezialisten. Das kommunikative Gedächtnis dagegen ist implizit und diffus. Es wird von jedem Mitglied der Gemeinschaft getragen. Die Identität einer Gemeinschaft basiert darauf, daß Spezialisten Inhalte des kulturellen Gedächtnisses zu Anlässen außerhalb der Alltäglichkeit zur Aufführung bringen, z.B. bei religiösen, politischen oder juristischen Zeremonien (cf. 1988, 28-32).

Zum Bereich des kommunikativen Gedächtnisses gehören "muttersprachliche" Varietäten, die in wenigen Jahren im Kindesalter (und nur im Kindesalter<sup>12</sup>) ohne besonderen Lernaufwand erworben werden und bei denen sich Zweifel am Grad der Kompetenz nicht stellen. Zwar beherrschen in der Tat alle, die sprechen können, eine solche Va-

riät, aber nicht dieselbe: Die Verbreitung dieser Varietäten ist vielmehr auf einen Bereich beschränkt, in dem sie als "mündliche" funktionieren, d.h. in dem sie auf die kommunikativen Zwecke hin durchsichtig sind und den Sprechern als ein besonderes Sprechen gar nicht bewußt werden. Ich werde diese Varietäten "Genolekte", Sippensprachen, nennen.

In den Bereich des kulturellen Gedächtnisses dagegen gehören Varietäten, deren Erlernung einen besonderen Aufwand, eine besondere Schulung voraussetzt. Ich werde diese Varietäten "Grammolekte"<sup>13</sup> nennen, da ihre Ausprägung auf Texten beruht, seien sie nun geschrieben oder mittels mnemotechnischer Verfahren überliefert. Da Genolekte aus iterablen Zeichen bestehen, können einzelne Äußerungen als Texte fixiert und tradiert werden. Die authentische Reproduktion der Texte umfaßt nicht nur deren Inhalte, sondern auch deren Formen. Diese können zu einer sprachlichen Technik ausgebaut werden, die nicht nur das Rezitieren überlieferter, sondern auch die Schaffung neuer Texte ermöglicht: ein Grammolekt entsteht, dessen Beherrschen eine spezielle Schulung voraussetzt. Die Kompetenz, die der einzelne in einem Grammolekt erwirbt, ist stets prekär. Jede (Re-)produktion muß sich am Textkanon messen.<sup>14</sup>

Zahl und Ausbau der Grammolekte sowie die Zahl der Spezialisten, die sie beherrschen, und der Grad ihrer Kompetenz können je nach Gemeinschaft stark variieren. Die identitätsstiftende Funktion eines Grammolektes scheint jedoch gerade dann besonders stark, wenn es nicht nur als ein Spezialisten vorbehaltenes Ausdrucksmittel einer gemeinschaftlichen Kultur begriffen wird, sondern die Sprecher ihre Genolekte aufgrund einer partiellen Ähnlichkeit als defizitäre Modi des Grammolektes ansehen.

Ist nicht nur die Kenntnis eines Grammolektes, sondern auch sein Gebrauch in den genolektalen Domänen der Alltagskommunikation prestigeträchtig, so können die Genolekte in kurzer Zeit starke Veränderungen erfahren. Was für die Elterngeneration noch Interferenz eines Grammolektes im Genolekt ist, kann für die Kinder schon Teil des Genolektes sein.<sup>15</sup> Genolekte können sich strukturell einem Grammolekt als Referenzpunkt annähern, ohne daß der Unterschied nach der Art der Kompetenz verlorngänge. Auch diastratische Variation ist deshalb Variation von Genolekten, mögen die Genolekte der Mittel- und Oberschicht auch dem dominanten Grammolekt ähnlicher sein.

Die notwendige Iteration der Texte führt jedoch auch zu einer Veränderung des Grammolektes. Bestimmte Interferenzen aus den Genolekten

werden von den Trägern des Grammolektes nicht mehr sanktioniert, künstlerisch-kreative Neuerungen werden Teil des Kanons...

### 3. Grammatik

3.1. Schrifttum allein kann auf Dauer die Identität eines Grammolektes und damit die Identität einer Sprachgemeinschaft nicht garantieren. Vielmehr bedarf es dazu Techniken der Bewahrung und Überlieferung, von denen die historisch wirksamste die Grammatikschreibung ist. Grammatik ist auf die Perpetuierung von Grammolekten nicht auf die Beschreibung von Genolekten gerichtet.

Der erste Verfasser einer überlieferten Grammatik im Abendland ist Dionysios Thrax (1. Jh. v. Chr.). Seine Grammatik erläutert die Homerischen Epen, die einen Grammolekt verkörpern, dessen Formen zum Teil nicht mehr gekannt werden. Gleichzeitig normiert sie die Sprache der Schriftsteller in der Gegenwart und für die Zukunft (cf. Arens 1969, 21f.). In der lateinischen Tradition bis zur Renaissance ist Grammatik primär die Kunst des richtigen Schreibens und sekundär die Kunst des richtigen, nicht konzeptionell mündlichen, sondern schriftlichen Sprechens (cf. *ibid.*, 36). Als Dante 1304/05 *De vulgari eloquentia* schreibt, geht es nur scheinbar um Genolekte, die *sine omni regula* (cf. Lib. I, 1, 2) erworben werden. Tatsächlich kam es in den *vulgaria* bereits zu einer spontanen Vertextung, die nun die Grundlage bildet für einen reflexiven<sup>16</sup> an der *grammatica*, d.h. dem Latein, orientierten Gebrauch. Das von Vulgarismen gereinigte *vulgare illustre* ist eine Gemeinsprache für den Schriftgebrauch, ein neuer Grammolekt, der mit dem Latein konkurrieren kann (cf. Lib. I, XVI).

Als Grammolekt ist die Volkssprache nicht mehr die Sprache des Volkes. Sie geht, so Nebrija 1492, mit der Macht einher. Verschriftet hebt sie politische in literarischer Größe auf. Doch erst die Grammatik, indem sie den sprachlichen Wildwuchs beschneidet, die Sprache fixiert, erlernbare Regeln schafft, sichert der Literatur und damit der Macht die Ewigkeit (cf. 1980, 97-102).

Das Prestige der neuen volkssprachlichen Grammolekte führte zu einer Abwertung der Genolekte. Bereits im 13. Jahrhundert wurde in Frankreich für "Mundart" der Ausdruck *parois* geprägt, der *parle* ("Pfote") enthält und somit "Derbheit" und "Primitivität" konnotiert. Als schließlich mit dem Rationalismus nicht mehr der Geschmack oder die

Macht die Regeln der Grammatik diktieren, sondern die Vernunft, wird faktisch dem nicht regelgeleiteten Sprechen sein Status als Sprechen überhaupt aberkannt.<sup>17</sup> Zwar ist, so der aufklärerische Impuls, jeder Mensch mit Vernunft ausgestattet und somit müßte jedes Sprechen den Regeln der allgemeinen Grammatik entsprechen, doch werden diese Regeln nur anhand der großen Schriftsprachen der Antike und Neuzeit bestimmt...

Mit dem Sensualismus wird die Aporie überwunden. Die Sprache ist ein Artefakt des menschlichen Geistes, die im Laufe seiner Entwicklung vervollständigt wird (cf. Condillac [1746] 1973, 272-73). Im (Schrift-)Französisch des 18. Jahrhunderts kommen das Denken und die Sprache auf ihren höchsten Stand.<sup>18</sup>

Somit garantiert Schrifttum allein nicht mehr die Anerkennung sprachlicher Alterität. Erst die Grammatik zeigt, inwieweit den Schriften ein vernunftgeleiteter Sprachgebrauch zugrunde liegt.

3.2. Ein Beispiel: Trotz der Dominanz des Spanischen, verfügt das Katalanische im 18. Jahrhundert noch über ein quantitativ bedeutendes Schrifttum: Notarsakten, Erbauungsschriften, Katechismen. Baldiri Rexach kann 1749 den Status des Katalanischen als (Schrift-)sprache noch mit dem Hinweis verteidigen, jede universelle Idee könne von verschiedenen einzelsprachlichen Zeichen in gleichem Maße adäquat ausgedrückt werden. Wenn es dem Katalanischen an Zeichen fehle, so nur deshalb, weil auf Katalanisch zu wenig gelehrte Bücher geschrieben werden (cf. 1923, 295-298). Als jedoch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die *Grammaire générale* in Spanien bekannt wird, reicht der bloße Hinweis auf die Bezeichnungäquivalenz nicht mehr aus, um die Existenz(-berechtigung) des Katalanischen als Sprache nachzuweisen. Josep Ballot beklagt 1796, daß er denen, die das Katalanische für ein *patois* oder eine Gainersprache (*jerigonza*) halten, nicht entgegenzutreten kann, da es dem Katalanischen an einer Grammatik fehle, die seine Etymologie, Analogie, Syntax und Prosodie nachweise. Da die überlieferten Texte, auf die sich andere berufen, ohne Grammatik unverständlich seien, speist sich das Wissen um die Existenz der katalanischen Sprache allein aus dem Wissen um die einstige politische Großmacht Katalonien/Aragonien (cf. Kailuweit 1992, 122). Ballot weiß nur zu gut, daß seine Behauptung, die Sprache der katalanischen Könige sei dieselbe, die auch heute gesprochen werde, reine Intuition ist. Die Kontinuität eines Genolektes kann nicht bewiesen werden. Die Identität des Katalanischen, sein Fortdauern in der Gesellschaft wird erst dadurch geschaffen, daß die Grammatik eine Brücke

zwischen vergangenem und zukünftigem Schrifttum schlägt, die alten Texte erklärt und den neuen feste Regeln vorschreibt.

1813 schlägt Ballot selbst mit seiner katalanischen Grammatik diese Brücke und straft all jene Lügen, die dem Katalanischen absprechen, überhaupt eine Grammatik haben zu können. Die Grammatik hebt die Sprache aus der Menge der *patois* heraus. Nicht Geschriebenes an sich garantiert sprachliche Identität, denn die Iterabilität des Zeichens entzieht den Text dem Kode, der seine Produktion bestimmte. Erst die Grammatik schafft einen ideell zeitlosen Kode, der, indem er auf die Texte bezogen wird, identitätsstiftend ist. Texte, die kommunikativen Zwecken wohl vollauf genügt haben, erscheinen in ihrer Abweichung von der grammatischen Norm als fehlerhaft, lächerlich und letztlich unverständlich. Sie sind keine (vollwertigen) Manifestationen der Sprache (cf. Ballot 1987, XXV).

#### 4. Der Mythos der Mündlichkeit

Am Anfang eines Wechsels sprachlicher Identität wird nur zu oft die Natürlichkeit der Genolekte gegenüber der Künstlichkeit der Grammo-  
lekte beschworen.<sup>19</sup>

Als in der Folge des Paradigmenwechsels vom *age classique* zum *age de l'histoire* der Wert einer Sprache nicht mehr am *tertium comparationis* einer universellen Grammatik des Denkens gemessen werden kann, da die Signifikanten ihre "Durchsichtigkeit auf das Denken hin" verlieren, kommt es zu einer Umwertung der Hierarchie Volkssprache: Universal-  
sprache. Im natürlichen und lebendigen Sprechen jedes Volkes west ein je eigener Geist (cf. Foucault 1966, 303). Die Schriftsprache der Gelehrten dagegen ist künstlich und tot. Von daher die Begeisterung für Volkslieder, mündliche Dichtung, Märchen, Grimms Zorn auf die Schulmeister und Sprachreiner: Der unermülich schaffende Sprachgeist überwuchert unergündlich alle künstlichen Beschneidungen (cf. Arens 1969, 199).

Ein Mythos: Die beschworene Mündlichkeit ist nur medial, nicht konzeptionell. Volkslieder und Märchen tendieren bereits zum Pol des Schriftlichen. Das "unverständliche Murren des Volkes", wie Foucault den Mythos nennt (cf. *ibid.*), kann erst erforscht werden, wenn es aufgeschrieben, aufgenommen, vertextet ist. Es kann aber vor allem für das Volk selbst nur identitätsstiftend sein, wenn es sich verdichtet, Monu-

mente des kulturellen Gedächtnisses, Kerne eines Grammoлекtes hervorbringt.

Am Anfang der modernen katalanischen Literatursprache steht die 1833 von Bonaventura Aribau geschriebene *Oda a la pàtria*. Die Ode beschwört die Muttersprache als unzertrennliches Band, das in der Fremde, im Ausland, im Erwachsenenalter, an die Heimat, an die Kindheit bindet. Die Muttersprache ist das Rauschen der Bäche, das Wimmern und Weinen des Kindes, die Sprache des Gebetes und des Traums, in der die Lüge unmöglich ist (cf. 1863, 32-34).

Aribau bedient sich indes nicht der Sprache, die vom Volk gesprochen wird. Sein Katalanisch orientiert sich am Katalanisch der mittelalterlichen Troubadoursdichtung. Es ist eine für Aribau erlernte Varietät, aus der seine begeisterten Nachahmer eine zu erlernende Varietät machen werden, ohne Rücksicht auf die Varietäten, die von Volk gesprochen und zum Teil noch geschrieben werden. Erst gegen Ende des Jahrhunderts, als nüchternere Sprachplanung die romantische Begeisterung ersetzt, wird ein Ausgleich zwischen der niedrigen Schriftlichkeit des Volkes und der hohen Literatursprache gefunden.

Dem Okzitanischen in Südfrankreich, das ebenfalls eine romantische Renaissance der Troubadour-Sprache erlebte und mit Frédéric Mistral sogar einen Nobelpreisträger hervorbrachte, gelang es dagegen nicht, eine von den Sprechern akzeptierte standardisierte Schriftnorm zu schaffen. Eine sprachliche Identität wurde nicht erreicht. Viele Sprecher ordnen ihre Genolekte der historischen Sprache Französisch zu.

Der Bruch mit einem herrschenden Grammoлект ist erst vollzogen, wenn ein neuer Grammoлект geschaffen und als Bezugssystem verbreitet ist. Die Geburt einer Sprache besteht in der Ausprägung eines Grammoлекtes, der für alle Sprecher eine zu erlernende Varietät ist. Je nach Genolekt, kann das Erlernen leichter oder schwieriger, mehr oder weniger schmerzlich sein. Ein gradueller Unterschied: eine natürliche Sprache gibt es nicht.

#### ZUSAMMENFASSUNG

Der Beitrag versucht zu zeigen, daß sprachliche Identität nur auf der Grundlage einer Theorie der Schriftlichkeit und der sozialen Distribution von Wissen zu erklären ist. Von einem nicht mehr medial gebundenen Konzept von Schriftlichkeit ausgehend,

werden zeichen-theoretisch die Unterschiede und Übergänge konzeptioneller Mündlichkeit und Schriftlichkeit erörtert und ein «kommunikativer» von einem «monumentalen» Zeichengebrauch unterschieden. Diese Unterscheidung wird dann für eine varietätentheoretische zwischen mündlich kommunikativen «Genolekten» und schriftlich monumentalen «Grammoлекten» fruchtbar gemacht. Schließlich wird die Funktion der Grammatikschreibung bei der Ausprägung von Grammoлекten, die eine historische Sprache erst konstituieren, aufgezeigt und mit dem romantischen Mythos der Verteidigung einer genolektalen Volkssprache kontrastiert.

#### ABSTRACT

This paper tries to show that the concept of linguistic identity has to be based on a theory of writing and on a theory of social distribution of knowledge. Starting from a concept of writing that is no longer restricted to the graphic medium, I deal with differences and transitions of conceptual orality and literacy in order to distinguish a «communicative» from a «monumental» sign function. This distinction is used at the level of linguistic varieties to show the differences between oral communicative «genolects» and written monumental «grammolects». Finally I consider the function of grammar writing concerning the formation of a historical language based on grammolects pointing out the remarkable contrast to the romantic myth of defended genolectal popular speech.

#### ANMERKUNGEN

- 1 Der Schriftbegriff, auf den ich hier den Akzent lege, ist nicht nur deshalb ein "Konstrukt am Rande", weil er auf einer Derridaschen *Marge de la philosophie* aufbaut. In der fruchtbareren Mündlichkeit/Schriftlichkeit-Diskussion der historischen Varietätenlinguistik, scheint, folgt man den Buchteilen, weiterhin der Wunsch dominant, zur wahrhaft mündlichen Sprache vorzustoßen: Schlieben-Lange 1983, *Traditionen des SPRECHENS*; Koch/Oesterreicher 1990: *GESPROCHENE Sprache in der Romania*.
- 2 Cf. zum Identitätsbegriff Raible 1991, 308.
- 3 Das token "gift" bedeutet etwas anderes, je nachdem, ob es einem englischen oder deutschen Kode zugeordnet wird. Bei längeren Texten scheint ein Zuordnung empirisch im Regelfall unproblematisch. Der Textproduzent kann jedoch in einem Text mehrere funktionelle Sprachen verwendet haben (*code-switching*)...
- 4 Die der Mündlichkeit zugrundeliegende Sprachkompetenz, die das sprachliche System im Sprechen immer von neuem rekonstruiert und verändert, ist selbst ein Modus der *resistance non-présente*. Nach Coseriu "bleibt" die Sprachkom-

- petenz nicht, sondern wird im Sprechen "rekonstruiert". Sprachliche Konvention (*nomos*) ist Iteration: "El acto manifiesta concretamente el *nomos* y, al manifestarlo, lo supera y lo modifica" (1978, 32).
- 5 Nach Derridas erweitertem Schriftbegriff ist Schrift nicht mehr unter der Kategorie der Kommunikation zu fassen, wenn unter Kommunikation eine produktionskontrollierte Übertragung von Sinn zu verstehen ist (cf. 1972, 369).
- 6 Vossler sah bereits den "doppelten Charakter der Schriftsprache", d.h. einerseits einen konzeptionell mündlichen, kommunikativen, andererseits einen konzeptionell schriftlichen Gebrauch des Mediums Schrift: "Solange man die Schrift nur als ein Mittel der Verständigung unter entfernten Personen betrachtet, hat man ihre Eigenart noch nicht erfaßt. Sie ist vor allem als eine bildartige, monumentale Darstellung und Verewigung des sprachlichen Gedankens sich selbst genug" (1929, 1).
- 7 Auch für Koch/Oesterreicher gibt es Texte nur im Bereich des konzeptionell Schriftlichen (cf. 1985, 21f.; 1990, 11).
- 8 Derrida sokratisch: "... l'écriture, s'il y en a, communique peut-être, mais n'existe pas, sûrement. Ou à peine [...] sous la forme [...] la plus improvable..." (1972, 393). Das Paradox der Iteration: Etwas am Text ist seit seiner Produktion gleichgeblieben, aber alles kann sich verändert haben...
- 9 Nadal zeichnet die facettenreiche Diskussion um die richtige Schriftsprache im katalanischen 16. Jahrhundert nach, in der sich in der Wertschätzung der Autoren letztlich das Spanische gegen verschiedene schriftliche Varietäten des Katalanischen durchsetzt (cf. Nadal 1992, 103-155).
- 10 Heute beginnt sich eine asturische und auch aragonesische Identität neu zu bilden.
- 11 Tatsächlich beeinflusst umgekehrt die Zuordnung das subjektive Empfinden der Sprecher, sich verstehen oder nicht verstehen zu können (cf. Varvaro 1984, 56; Schlieben-Lange 1991, 88).
- 12 Hinweise auf empirische Forschung bei Fanselow/Felix 1993, 199-210.
- 13 Bereits 1896 unterschied Victor Henry *langages transmis*, schlicht erworbene Varietäten von *langages appris*, durch Buchwissen erlernte Varietäten (cf. 1987, 59-64). Petrucci hat diese Kategorien für die Varietätenlinguistik fruchtbar gemacht (cf. 1991).
- 14 Die Iterabilität der genolektalen Zeichen hat die moderne Sprachwissenschaft dazu geführt, zwischen einer "Grammatik im Kopf des Sprechers" und deskriptiver sowie präskriptiver Grammatik(-schreibung) zu unterscheiden. Jede Beschreibung eines Genolektes überführt diesen jedoch in einen Grammoлект. Die Beschreibung ist nicht falsifizierbar, da sie außerhalb ihrer selbst über kein manifestiertes Objekt verfügt. Sprecherbefragungen, die notwendig auf Textmaterial rekurrieren, können nur die grammoлектale Kompetenz des Sprechers ermitteln: sein präkäreres erlerntes Wissen oder aber seine Kreativität bei spon-

- tanen Vertextungen. Deshalb liefern sie keine einheitlichen Ergebnisse. (cf. Kailuweit 1994, 139-40).
- 15 Die Interferenz führt zur Bildung eines Tertiärdialektes (cf. Lüdtke 1988, 123-127), der sich von einem sekundären Grammoлект zu einem Genolekt entwickeln kann.
- 16 Die vom Croce für die Klassifizierung von Dialektliteratur geschaffenen Kategorien "spontaner" und "reflexiver Gebrauch", können auf jeden Schriftgebrauch einer Varietät verallgemeinert (cf. Lüdtke 1988, 126) zur Beschreibung von Grammoлектkonkurrenz herangezogen werden.
- 17 Für die *Grammaire générale* Port Royals ist die Grammatik nicht mehr die Kunst des "guten" Sprechens, sondern des Sprechens überhaupt (cf. Foucault 1967, 7).
- 18 Cf. Rivarols 1783 in Berlin prämierte Abhandlung *De l'universalité de la langue française*.
- 19 Bereits die älteste grammatisch fixierte Sprache der Welt, das Sankrit, wird im ersten vorchristlichen Jahrhundert von einer "Volksprache", dem Prakrit ersetzt (*sāskṛtam* = "zurechtmacht"; *prakṛti* = "Natur"). Das Prakrit kanonisiert sich als die heilige Sprache des Buddhismus (cf. Huttenner 1990, 21).

## BIBLIOGRAPHIE

- Arens, Hans: *Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart*. Band 1. Frankfurt: Fischer 1969.
- Aribau, Bonaventura: "Oda a la patria." *Jocs Florals de Barcelona en 1863*. Barcelona: A. Verdager 1863, 32-34.
- Assmann, Aleida und Jan: "Schrift, Tradition und Kultur." Raible, Wolfgang (Hg.): *Zwischen Alltag und Festtag. Zehn Beiträge zum Thema "Mündlichkeit und Schriftlichkeit"*. Tübingen: Narr 1988, 25-49.
- Ballot, Josep Pau: *Gramatica y Apologia de la llengua catalana*. Barcelona: Alta Fulla 1987.
- Condillac, Étienne B. de: *Essai sur l'origine des connaissances humaines*. Paris 1973.
- Coseriu, Eugenio: *Sincronia, diacronia e historia*. Madrid: Gredos 3 1978.
- Coseriu, Eugenio: "Los conceptos de 'dialecto', 'nivel' y 'estilo de lengua' y el sentido propio de la dialectología." *Lingüística española actual III* (1981), 1-32.
- Coseriu, Eugenio: *Einführung in die Allgemeine Sprachwissenschaft*. Tübingen: Francke (UTB) 1988.
- Dante: *De vulgari eloquentia*. Milano: TEA 1988.
- Derrida, Jacques: "Signature Évenement Contexte." *Marges de la philosophie*. Paris: Les Éditions de Minuit 1972, 365-393.



- Ehlich, Konrad: "Text und sprachliches Handeln. Die Entstehung von Texten aus dem Bedürfnis nach Überlieferung." Assmann, Aleida und Jan/Hardmeier, Christof (Hg.): *Schrift und Gedächtnis. Archäologie der literarischen Kommunikation 1*. München: Fink 1983, 24-43.
- Fanslov, Gisbert/Felix, Sascha W.: *Sprachtheorie 1. Grundlagen und Zielsetzungen*. Tübingen: Francke (UTB) 1993.
- Foucault, Michel: *Les mots et les choses*. Paris: Gallimard 1966.
- Foucault, Michel: "La Grammaire Générale de Port-Royal." *Langage* 7 (1967), 7-15.
- Henry, Victor: *Antinomies linguistiques*. Paris: Didier 1987.
- Hutterer, Claus Jürgen: *Die germanischen Sprachen*. Wiesbaden: Drei Lilien Verlag 1990.
- Kailuweit, Rolf: "Die Orthographieebatte im <Diario de Barcelona > 1796 und ihr soziolinguistisches Umfeld." *Zeitschrift für Katalanistik* 5 (1992), 107-136.
- Kailuweit, Rolf: "Das Akzeptabilitätskriterium in der Syntaxforschung: Erfahrungen mit dem Katalanischen." Berkenbusch, Gabriele/Bierbach, Christine (eds.): *Akten des 2. gemeinsamen Kolloquiums der deutschsprachigen Lusitanistik und Katalanistik (Berlin, 10.-12. September 1992)*. Katalanistischer Teil; Band 2: *Zur katalanischen Sprache: historische, soziolinguistische und pragmatische Aspekte*. Frankfurt: Domus Editoria Europaea 1994, 125-141.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf: "Sprache der Nähe — Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte" *Romanistisches Jahrbuch* 36 (1985), 15-43.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf: *Gesprochene Sprache in der Romania: Französisch, Italienisch, Spanisch*. Tübingen: Niemeyer 1990.
- Koselleck, Reinhart: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt: Suhrkamp 1992.
- Lüdtké, Jens: "Situations diglossiques, variétés et conscience linguistique." Kramer, Dieter (ed.): *Actes du XVIII<sup>e</sup> Congrès International de Linguistique et Philologie Romanes. Tome V: Linguistique pragmatique et sociolinguistique*. Tübingen 1988, 121-128.
- Nadal, Josep: *Llengua escrita i llengua nacional*. Barcelona: Quaderns Crema 1992.
- Nebrija, Antonio de: *Gramática de la lengua castellana*. Madrid: Editora Nacional 1980.
- Petruck, Christoph: "Überlegungen zum Problem der Minderheiten- bzw. Regionalsprachen aus der Sicht der Registerforschung." *Zeitschrift für Katalanistik* 4 (1991), 28-47.
- Raible, Wolfgang (Hg.): *Symbolische Formen. Medien. Identität. Jahrbuch 1989/90 des Sonderforschungsbereiches "Übergänge und Spannungsfelder zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit"*. Tübingen: Narr 1991.
- Rexach, Baldini: *Instruccions per la ensenyança de minyons*. Barcelona: Associació Protectora de l'Ensenyança Catalana 1923.

- Rivarol, Antoine: "De l'universalité de la langue française." *Oeuvres complètes. Tome deuxième*. Genève: Slatkine 1968, 1-96.
- Schlieben-Lange, Brigitte: *Traditionen des Sprechens. Elemente einer pragmatischen Sprachgeschichtsschreibung*. Stuttgart: Kohlhammer 1983.
- Schlieben-Lange, Brigitte: *Soziolinguistik. Eine Einführung*. Stuttgart: Kohlhammer 1991.
- Varvaro, Alberto: *La parola nel tempo. Lingua, società e storia*. Bologna: Il Mulino 1984.
- Vossler, Kari: *Frankreichs Kultur und Sprache*. Heidelberg: Winter 1929.